

## Die Mundhöhle ist eine Wunderkammer

**Für gewöhnlich sind sie auf diesem Terrain unter sich. Aber jetzt gibt es eine Kulturgeschichte des Oralen, und die zeigt: Zahnärzte arbeiten in einer Körpergegend, die nicht nur physiologisch, sondern auch gesellschaftlich höchst sensibel ist. Im Mundraum entstehen die Sprache und das Ich, und hier wurzeln ausser grandiosen Leistungen von Zivilisation und Kunst auch machtvolle Tabus und Ängste.**

Daniel Di Falco, Text (Fotos: zvg)

Einmal angenommen, der Autor eines Filmdrehbuchs müsste sich eine Tortur ausdenken. Eine Folterszene, und zwar die schmerzlichste, grässlichste, perfideste, die einem ins Mark geht wie ein Blitz – was für eine Folter wäre das?

Hundertprozentig ein Zahnarzttermin. Und höchstwahrscheinlich würde dem Drehbuchautor gleich auch der «Marathon-Mann» einfallen, John Schlesingers Doppelagenten- und Nazischurkenthiller von 1976, der einen Massstab im filmischen Foltergewerbe setzte. Dustin Hoffman spielt darin einen Studenten, der auf dem Stuhl eines ausgesprochen versierten Zahnarzts landet. Es geht um ein Verhör und ein Geheimnis, das der Student nicht kennt; Laurence Olivier spielt den Arzt, er bohrt den ersten Zahn an, und zwar ohne jede Betäubung, der Bohrer geht tiefer, noch tiefer, dann verschimmt das Bild, als würde mit Dustin Hoffman der ganze Film ohnmächtig vor Schmerz. Dann ist das Bild wieder scharf, und der Zahnarzt sagt fast schon gekränkt: Nichts zu machen, der Nerv sei tot. Und jetzt ist der nächste Zahn an der Reihe.

So erzählt es Lars-Olav Beier. Er ist der Mann mit dem Folterszenenjob, er schreibt Drehbücher neben seinen Filmkritiken im «Spiegel», und der Zahnarzt im «Marathon-Mann» hat ihm etwas



Der Zahnarzt ist und bleibt der beste Folterknecht: «Der Marathon-Mann» (1976) mit Laurence Olivier (links) und Dustin Hoffman.

beigebracht – dasselbe wie der edelstahlbewehrte «Beisser» im Bond-Film «Der Spion, der mich liebte». Dass nämlich das Kino wirklich eine «Schule des Lebens» sei: «Es lehrt uns über unsere Zähne, dass sie unsere gefährlichste Waffe sind – und unser wundester Punkt. Wenn es im Kino um Zähne geht, dann geht es immer ums Ganze.» Auch im Boxerfilm, wo die Grossaufnah-

me eines blutigen Zahns auf dem Boden im Ring kanonisch wurde. «Dieses Bild erzählt immer: Es ist alles verloren, nicht nur der Zahn.»

### Kulturgeschichte der Mundhöhle

Von der Affäre des Kinos mit der Zahnmedizin berichtet Beier in einem bemerkenswerten neuen Sammelband. Er heisst «Das Orale», und er gewinnt einer Region des Körpers, in der die Zahnärzte sonst unter sich sind, eine ganz neue Seite ab: Es geht um die Kulturgeschichte der Mundhöhle. Klingt auf Anhieb dubios, und tatsächlich ist Kulturgeschichte in diesen Tagen eine höchst merkantile Mode. Eine Kulturgeschichte des Herzens gibt es schon, auch eine Kulturgeschichte der Lederhose, des Klimas, des Zorns, des Tinnitus oder der seelischen Störungen bei Kindern und Jugendlichen.

Hartmut Böhme und Beate Slominski haben den Band herausgegeben, und schon sein Umfang, Gewicht und Format machen klar: Es ist ihnen ernst. Der Philosoph und die Zahnärztin leiten in Berlin ein «Zahnmedizinisches Fortbildungsinstitut», und in diesem Kreis ist auch dieses Buch entstanden. Es soll zu einer «Perspektivenerweiterung», ja zu einer «Optimierung der zahnmedizinischen Praxis» beitragen – indem es zeigt, dass das Zahnärztliche ein «wichtiger, nicht aber der ausschliessliche Aspekt» des Mundraums ist: Er hat auch eine «anthropologische, ästhetische, linguistische, mediale und psychodynamische



«Zahn um Zahn», sagt das Alte Testament, und auch der «zerknirschte Sünder» und der «Höllenschlund» sind derselben Körperzone abgewonnen. Die Unterwelt in der «Versuchung des Heiligen Antonius» von Joos van Craesbeeck (um 1650).

Dimension». Heisst: Zähne, Lippen, Zunge, Kiefer, Gaumen, Rachen sind ein höchst ereignisreicher Ort im Universum der Kultur. Hier finden kollektive Bilder und Symbole, Mythen und Ideen, Begriffe und Gefühle ihren Ausdruck.

Auf den ersten Blick ist es auch nicht gelogen, wenn dieses Buch «die getrennten Sphären der Kulturwissenschaften und der Medizin in einem interdisziplinären Rahmen zusammenführen» will. Zumal die Aufsätze auch Zahnmedizinisches in eher gewohntem Sinn verhandeln; die boomende Ethikdebatte beispielsweise (Dominik Gross), die Neurologie des Beissgefühls und die Rekonstruktion der Okklusion (Bernd Kordass/Martin Lotze), die Entwicklung des parodontaltherapeutischen Werkzeugkastens (Peter Purucker) oder die Frage, wie die wachsende Lebenserwartung der Patienten die Zahnärzte herausfordert (Martin J. Hauck).

Allerdings stehen solche Themen hier etwas einsam und erratisch da. Nicht nur, weil sie im Ganzen der drei Dutzend Beiträge nur eine Minderheit ausmachen. Sondern auch, weil das «Interdisziplinäre» hier wirklich nur den «Rahmen», aber keine Klammer bildet – allzu nahe kommt die Kulturgeschichte der Zahnmedizin dann doch nicht. Es gibt hier keinen Historiker, der sich das Tun der Dentisten aus einer modernen wissenschaftsgeschichtlichen Warte vornimmt, um etwa die Entwicklung der Mundhygiene oder die der zahnärztlichen Profession in den Zusammenhang sich wandelnder gesundheitspolitischer Debatten zu stellen (wie das etwa die Ausstellung «Mit Biss» am Medizinhistorischen Museum der Uni Zürich 2010/2011 tat).

### Sein oder Nichtsein

Tatsächlich hat «Das Orale» einen anderen Clou: Es vermittelt – und man nimmt es mit wachsender Überraschung zur Kenntnis –, wie viel Kultur im Mundraum steckt. Für einen ersten Eindruck genügt es schon, sich mit Hartmut Böhme die Topoi der Alltagssprache anzusehen. «Zahn um Zahn», sagt das Alte Testament, und auch die «gespaltene Zunge», der «zerknirschte Sünder» und der «Höllenschlund» sind derselben Körpergegend abgewonnen. Ganz abgesehen davon, dass man sich bis auf die Zähne bewaffnen oder Haare auf den Zähnen haben, jemandem auf den Zahn fühlen, ihm die Zähne zeigen und sie sich dabei ausbeissen kann. Der sprachmächtigste unter allen Zähnen aber ist, und da hilft kein Zähnefletschen und kein Zähneklappern: der der Zeit. Die Zähne haben, sprachlich gesehen, mit Schönheit und Verderben zu tun, mit Macht und Begehren, mit Selbstdarstellung und Interaktion, vor allem aber mit Angriff und Verteidigung. Es geht angesichts der Zähne nicht nur im Kino, sondern auch in der Sprache schnell um Sein oder Nichtsein.

«Nichts», so schreibt es der Linguist Jürgen Trabant in seinem Aufsatz über die Evolution der Sprache, «konstituiert den Menschen so sehr als Menschen wie das, was aus seinem Munde tönt. Insofern ist aus anthropologischer Sicht das Orale der zentrale Sitz des Menschseins.» Klar – die Sprache war ein entscheidender Sprung der Gattungsgeschichte. Aber mehr, als man vielleicht vermuten würde, hat dieser Sprung mit dem Mündlichen als mit dem Schriftlichen zu tun, mit der oralen Artikulation der Laute: weil diese Atome jeder Sprache im komplexen Zusammenspiel einer ganzen Reihe von Organen entstehen, von der Lunge über die Zähne bis zu den Lippen. «Die ausströmende Atemluft durch eine Gliederung in

unterscheidbare Bewegungen zum Aufbau bedeutungstragender Lautsequenzen zu nutzen» – das sei, so Trabant, «die geniale «Erfindung» der menschlichen Primaten» gewesen.

### Das erste funktionierende Welterschliessungsorgan

Die Mundhöhle also: Wiege der Menschheit. Und nicht übertrieben ist dann die Behauptung, im Mund werde auch das Subjekt geboren. Das legt einem hier neben der Linguistik auch die Psychoanalyse nahe. Was man Individuum nennt, entsteht nämlich nicht nur aus kommunikativen Fertigkeiten, sondern zunächst einmal aus der taktilen und der geschmacklichen Selbstwahrnehmung,



Die hohe Kunst tabuisierte den Blick in den Rachen, die niedere machte ihn zum Nervenkitzel: Orkus im Park des Palazzo Orsini bei Bomarzo, fotografiert von Herbert List (1952).



Der Entscheid zwischen Kultur und Unkultur ist immer auch der zwischen geschlossenem und geöffnetem Mund: Paolo Uccello, «St. Georg im Kampf mit dem Drachen» (um 1456).





Therapie für den Zahnarzt, der sich vor dem Patienten fürchtet? Cabaret L'Enfer in Paris, Fotografie von Robert Doisneau (1952).

aus der elementaren Unterscheidung von innen und aussen, aus der wechselnden Erfahrung von Hunger und Sättigung, die den Triebhaushalt strukturiert. Und das alles findet gleichfalls statt im Mund, der auch das erste funktionierende «Welterschliessungsorgan» (Böhme) ist, bevor der Säugling ein bisschen später zum Gastrosophen wird – auch vom Essen handelt dieser Band.

Vom Sitz des Ich ist es also kein weiter Weg zur oft unterschätzten, aber gleichwohl «unschätzbaren Arbeit an der Kultivierung des Menschen» (Böhme), die in der Zone des Oralen verrichtet und ermöglicht wird. Man landet auf den 348 Seiten zwar auch bei so entlegenen Themen wie dem «Schlingen und Würgen im Werk von Christoph Schlingensiefel» oder in medientheoretischen bis metamedientheoretischen Gefilden, in denen sich selbst Geisteswissenschaftler einiges gefallen lassen müssen («Marshall McLuhans Update des Kadmos-Mythos»). Sodass man, schon wegen des hermetischen Jargons, mitunter an der Absicht der Herausgeber zweifeln kann, den Zahnarzt «im guten Sinn aufzuklären und zu bilden».

### Bibliografie

Hartmut Böhme/Beate Slominski (Hrsg.): Das Orale. Die Mundhöhle in Kulturgeschichte und Zahnmedizin. Verlag Wilhelm Fink, München 2013. 348 Seiten, 223 Abbildungen, Fr. 50.50 (Richtpreis).

### Der Mund als Wunderkammer

Andererseits liegt der Reiz des ganzen Unternehmens gerade im Eklektischen, in der schwer zu überblickenden Themenfülle – der Mund erweist sich als Wunderkammer. Der Band erhellt die Traumsymbolik der Zähne ebenso wie die Wahrheit über Dracula oder die Karriere, die der Goldzahn als Statussymbol der Hip-Hop-Szene machte. Nicht zuletzt steckt die Mundhöhle voller Bilder, und «Das Orale» ist auch ein üppig illustrierter Führer durch die Kunstgeschichte. Es gibt eine ganze Tradition künstlerischer Auseinandersetzungen mit dieser Körpergegend, und sie reicht von den mittelalterlichen Visionen des Höllenschlunds und des Martyriums der Heiligen Apollonia über die Zahnreisserszenen der niederländischen Renaissance bis zum schreienden Papst, den sich Francis Bacon in den 1950er-Jahren von der wunden Seele malte.

Gerade die Kunst macht mithin deutlich, dass der Mund nicht bloss Schauplatz kultureller Errungenschaften ist, sondern gleichermassen eine Geisterbahn: Zwischen Gaumen und Rachen liegen Himmel und Hölle. Im 18. Jahrhundert fixierte die deutsche Philosophie jenes Tabu, das den geöffneten Mund aus der Kunst verbannte. Aus den Darstellungen des Humanen jedenfalls – wo man zwischen den Zähnen durch in Abgründe blicken kann, da hat man es noch heute meist nicht mit guten Menschen zu tun, sondern mit Strolchen, Verbrechern, Sündern, Ungeheuern, Menschenfressern, menschlichen wie tierischen. Nicht um-

sonst fällt der Entscheid zwischen Zivilisation und Chaos im Kampf Georgs mit dem Drachen, nicht umsonst liegt der grosse Unterschied zwischen dem geschlossenen Mund des Heiligen und dem weit aufgerissenen Maul des Monsters, und nicht umsonst macht meist ein beherzter Lanzenstoss in diese reisszahnbewehrte Finsternis die Sache klar.

### Die Unterwelt, die sich hinter den Zähnen öffnet

So steht auch hier das «Ganze» (Beier) auf dem Spiel: unsere Kultur. Und es wäre ein Wunder, wenn die zahnmedizinischen Experten selbst unberührt geblieben wären von jenem machtvollen Unbehagen angesichts der Unterwelt, die sich hinter den Zähnen öffnet. Zwar ist der Zahnarzt in der Populärkultur – siehe den «Marathon-Mann» – die Idealbesetzung für den Folterknecht. Doch die weit verbreitete Zahnarztphobie hat ein Gegenstück, und davon berichtet Ralf Vollmuth: Es gibt auch eine Angst des Zahnarzts vor dem Patienten. Die ist zwar ihrerseits kaum ein öffentliches Thema, doch die Studien über Stress und Burn-out-Risiken im Metier weisen darauf hin, dass Zahnärzte nicht nur angesichts von «Problempatienten» ihre Angsterfahrung machen. Vollmuths Hypothese: «Es ist die gleiche Angst, die der Sänger hat, wenn er einen Ton verhaut – die Angst, vor seinem Publikum zu versagen.»

Wobei die Furcht des Zahnarzts womöglich schwerer wiegt als die des Bühnenkünstlers, zumal er – die Kulturgeschichte weiss es – mitten im verletzlichen Zentrum des Subjekts zugange ist, das ihm gegenüber sitzt: «Sein Publikum ist der Patient, der «leidende Mensch», der bei der Enttäuschung seiner Erwartungen und seines Vertrauens möglicherweise noch mehr leidet: weil etwa der Abdruck wiederholt werden muss; weil die schnelle Extraktion misslingt; weil die Anästhesie nicht sitzen will.» Aber Kopf hoch – Vollmuth rät, sich dem Problem mit offenem Visier zu stellen. Erstens die Ängste zuzugeben und damit schon «ein Stück Unbefangenheit» wiederzugewinnen. Und sie zweitens als das zu verstehen, was sie wirklich sind: «ein natürliches Warnsignal, das uns die notwendige Wachheit und Reaktionsfähigkeit verleiht».

Wenn nicht alles täuscht, dann ist das dieselbe Methode, mit der schon all die Heiligen George ihre Drachen zur Strecke brachten.

Daniel Di Falco ist Historiker und Kulturjournalist; er schreibt beim «Bund» in Bern über Gesellschaft, Fotografie und Theater.